

Wöchentliche Beilage zur

Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 8. 1893.

Aus dem Wellengrabe.

Novelle von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Alice!“ rief Hartung in unwillkürlichem Erschrecken, und auch aus seinen eben noch von der Anstrengung und Erregung gerötheten Wangen wich das Blut. Aber die klare Erkenntniß der Situation kam ihm zurück, noch ehe ein weiteres unvorsichtiges Wort seinen Lippen entschlüpfte war, und ob er sein Herz auch pochen fühlte, als wenn es zerspringen wolle, gelang es ihm doch, seine volle Selbstbeherrschung zu bewahren.

„Es wird unmöglich sein, Ihr Fahrzeug sofort wieder flott zu machen, Fräulein Haidenroth,“ sagte er, seine Ruder einziehend, mit einem so höflich kühlen Ausdruck, als wäre niemals etwas zwischen ihnen geschehen. „Wir müssen es vorläufig meinem Schicksal überlassen, während ich Sie in meinem Boote an das Ufer rudere.“

Mit weitgeöffneten glänzenden Augen sah sie ihn an, als hielte sie sein plötzliches Erscheinen in ihrer Bedrängniß für ein Wunder, oder als sei sie außer Stande, die Kälte und Gleichgiltigkeit zu begreifen, mit welcher er bei einem Wiedersehen, das unter solchen Umständen erfolgte, zu ihr zu sprechen vermochte. Sie regte sich nicht und schien nicht Willens, seiner Aufforderung zu folgen. Da fühlte sie, wie sich etwas eilig Kaltes um ihre Füße legte, und niedersehend gewahrte sie mit Entsetzen, daß sich ihr Boot von unten her sehr schnell mit Wasser zu füllen begann.

Angeichts der Gefahr, vielleicht schon im nächsten Augenblick mit dem sinkenden Boot in die Tiefe gezogen zu werden, siegte in Alicens jungem Herzen das Verlangen zu leben über jede andere Empfindung. Mit halb geschlossenen Augen stützte sie sich auf den starken Mannesarm, welcher zu ihr herüber gestreckt wurde, und wenn auch die beiden gebrechlichen Fahrzeuge unter ihnen heftig schwankten, so gelang es doch der Kraft und Geschicklichkeit Hartung's, das junge Mädchen glücklich in seinen Rachen zu bringen.

Halb ohnmächtig sank Alice auf eine der Ruderbänke nieder; sie wagte nicht, zu ihrem Retter aufzusehen, der die Ruder bereits wieder ergriffen hatte und auf das Ufer zuhielt. Es wurde kein Wort

zwischen ihnen gesprochen, während der Kiel des leichten Rahnes die leise aufrauschenden Wellen durchschnitt, und erst, als sie nur noch eine kurze Strecke vom Gestade entfernt waren, fragte Hartung in seinem vorigen, höflich gemessenen Tone: „Befehlen Sie, daß ich Sie bis an die Besitzung Ihres Herrn Vaters fahre, oder wünschen Sie schon hier auszusteigen, gnädiges Fräulein?“

„Ich möchte hier auszusteigen,“ erwiderte sie leise, denn obwohl sie die Empfindung hatte, daß ihre Füße sie auf dem Heimwege kaum würden tragen können, schien es ihr doch unmöglich, ihm noch länger in diesem entsetzlichen Schweigen gegenüberzusitzen.

Und zwei Minuten später fuhr das Boot mit leisem Knirschen auf den Sand des Ufers auf. Hartung sprang zuerst hinaus und reichte, wie vorhin, Alice seine Hand, um ihr beim

Aussteigen eine Stütze zu gewähren. Diesmal aber nahm sie diese Hand nicht an, obgleich es sie sichtlich Mühe kostete, den Sprung auf das Trockene ohne Hilfe zu machen.

Nun standen sie neben einander, und Jedes von ihnen hatte die Empfindung, daß doch ein Wort gesprochen werden müsse, ehe sie wieder Abschied nahmen, der diesmal sicherlich ein Abschied für immer war.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ flüsterte Alice mit niedergeschlagenen Augen, „Ihre Dazwischenkunft hat mir vielleicht das Leben gerettet.“

„Ich fürchte im Gegentheil, daß ich die Veranlassung zu dem Unfall war, der Ihnen widerfuhr,“ entgegnete er, sein rebellisches Herz tapfer bezwingend. „Jedenfalls schulden Sie mir für meine geringfügige Hilfeleistung keinen Dank, und ich möchte Sie vielmehr bitten, dieselbe so vollständig als möglich aus Ihrem Gedächtniß auszutilgen.“

Alice empfand die herbe Zurückweisung wie einen heftigen körperlichen Schmerz. Woher nahm dieser Mann, der sich einer so schimpflichen Treulosigkeit gegen sie schuldig gemacht, den Muth, ihr jetzt mit der Strenge und stolzen Unnahbarkeit eines Richters gegenüberzutreten?

„Es bedarf nicht erst der Versicherung, Herr Doktor,“ sagte sie, sich nun ebenfalls zu stolzerer Haltung aufrassend, „daß Ihnen diese Begegnung ebenso unerwünscht als unerwartet war. Ich habe Sie nicht einen Augenblick im Verdacht gehabt, daß Sie mir absichtlich gefolgt seien.“

Der Doktor machte ihr mit zuckenden Lippen eine kurze Verbeugung. „Dies offene Zugeständniß, mein Fräulein, ist mir um so werthvoller, als ich dadurch der Nothwendigkeit überhoben werde, mich gegen den Verdacht zu vertheidigen, meinem verpfändeten Ehrenworte untreu geworden zu sein.“

In unerbittertem Erstaunen schlug Alice jetzt ihre schönen Augen voll zu ihm auf. „Einem verpfändeten Ehrenwort?“ fragte sie. „Wie soll ich das verstehen?“

Bernhard Hartung fühlte, daß er nicht lange mehr im Stande sein würde, bei einem solchen Gespräch seine feste Haltung zu bewahren. Es drängte ihn darum, demselben ein Ende zu machen.



Chilenische Zuckerpalmen. (S. 59)

„Vielleicht ist es für Jeden von uns am besten, davon nicht weiter zu sprechen,“ faate er, ihren Blick vermeidend. „Die Erinnerung an das Vergangene kann für Sie ebensowenig Erfreuliches haben, als für mich, zumal jetzt, wo nur noch eine so kurze Zeit Sie von dem neuen Glück trennt. Ich wünsche, wie gesagt, nicht, daß Sie sich meiner künftig erinnern mögen, aber ich will nicht unterlassen, Ihnen jetzt, da wir uns voraussichtlich für ewig trennen, meine besten Wünsche für Ihre — für Ihr Ehebüdnis auszusprechen.“

Wie tapfer er auch seine ganze Kraft zusammengenommen, hatte er doch nicht hindern können, daß seine Stimme bei den letzten Worten merklich bebte. Und Alice hatte ihren Blick noch immer auf sein Antlitz gerichtet; wie eine halb angstvolle und halb hoffnungsreiche Frage leuchtete es auf dem Grunde ihrer Augen. Hartung's Benehmen konnte ihr wahrlich nicht wie das Gebahren eines Schuldigen erscheinen, und trotz des vermeintlichen Verraths, den er an ihr begangen, hielt sie ihn keiner niedrigen schauspielersischen Künste fähig.

„Ich gebe Ihnen den Glückwunsch zurück,“ jagte sie, nun auch ihrerseits mit Mühe den kühlen, gesellschaftlichen Konversationsston festhaltend. „Wie ich hörte, erscheint er auch bei Ihnen wohl angebracht.“

Die Rüge, zu erstaunen, war an ihm. Nur noch eines einzigen weiteren, aufklärenden Wortes hätte es in diesem Augenblick bedurft, um den mit so feinem diplomatischen Geschick angelegten Plan des Kommerzienraths von Grund aus zu zerstören. Aber wie die armen kurz-sichtigen Menschenkinder so oft in thörichtem Eigensinn ihr eigen s Glück wie ein werthloses Nichts von sich weisen und zertrümmern, so blieb auch hier dieß einzige erlösende Wort unausgesprochen. So wenig Grund er auch immer für diese Annahme haben mochte, hielt Hartung doch Alice's Erwiderung für eine Aeußerung des Spottes, und sein Mannesstolz verbot ihm, sich solcher vermeintlichen Verhöhnung noch weiter preiszugeben.

„Man hat Sie falsch berichtet, gnädiges Fräulein,“ jagte er sich nochmals verbiegend. „Aber es ist überflüssig, des Näheren darauf einzugehen. Sie sind durchnäßt und müssen sich beeilen, nach Hause zurückzukehren, wenn Sie einer Erkältung vorbeugen wollen. Leben Sie wohl!“

Noch ehe er ausgesprochen hatte, stand er bereits wieder in seinem Boote, und wenige rasche Ruderschläge hatten genügt, ihn weit vom Ufer zu entfernen.

Minutenlang noch verharrete Alice an der nämllichen Stelle, ehe sie sich langsam zum Gehen wandte. Wohl war sie durchnäßt, aber sie achtete darauf ebensowenig, als auf die schwere Mattigkeit, die in ihren Gliedern lag. Ein einziger Gedanke nahm all' ihr Sinnen und Empfinden in Anspruch, und je näher sie dem väterlichen Hause kam, desto fester wurde ihre Haltung und desto mehr beschleunigten sich ihre Schritte.

Sie erreichte das Portal gerade in dem Augenblick, als der Kommerzienrath mit allen Anzeichen großer Hast seinen Landauer bestieg.

„Ich habe eine Frage an Dich, Vater,“ jagte sie, und wenn Herr Haidenroth nicht gar so eilig und von einer wichtigen Angelegenheit in Anspruch genommen gewesen wäre, so hätte er den ernstn Ausdruck ihres Gesichtes ebensowohl bemerken müssen, als den veränderten, fast gebieterischen Klang ihrer Stimme.

„Ruh' heraus damit, mein Kind!“ rief er ihr lachend zu, „aber schnell damit, wenn ich bitten darf, sonst versäume ich den Zug.“

„Ich muß Dich dazu unter vier Augen sprechen, Vater. Und ich glaube nicht, daß es sich in wenig Minuten abthun läßt.“

„Dann mußt Du schon bis zu meiner Rückkehr damit warten, liebsteß Herzchen! Es thut mir leid, aber ich kann Dir nicht helfen; der Feuerwerker ist krank geworden und verschiedene andere Dummheiten sind mir in den Weg gekommen. Ich muß mich beeilen, Alles wieder in's rechte Geleise zu bringen, damit ich nicht an Deinem Ehrentag als Festarrangeur ein großartiges Fiasko erlebe. Morgen Nachmittag spätestens bin ich wieder da, und dann stehe ich Dir für all' Deine Fragen geduldig wie ein Konversationslexikon zur Verfügung. — Fahren Sie zu, Johann, und schonen Sie die Pferde nicht. Adieu, mein Kind, adieu!“

Er warf ihr eine Kußhand zu, und die glänzende Equipage rrollte davon. Alice aber begab sich auf ihr Zimmer, um mit Hilfe der Zofe, die über die nassen Kleider höchlichst erschrocken war, die Toilette zu wcheln. Sie war sehr blaß und das Mädchen bemerkte mit Besorgniß, daß sie ein wenig fiebere.

Troßdem wurde ihr Anerbieten, den Arzt zu holen, von der jungen Herrin mit Bestimmtheit abgelehnt.

„Es ist nur eine unbedeutende Erkältung oder vielleicht auch ein Anfall von Migräne,“ jagte Alice. „Ich brauche nichts als Ruhe, und Sie müssen dafür sorgen, daß mir diese gewährt werde. Ich bin für Niemand zu sprechen — hören Sie? — für Niemand ohne jede Ausnahme!“

„Wenn nun Mr. Warren —“
Aber Alice schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf.

„Nur für ihn nicht!“ jagte sie. „Und ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Niemand Gelegenheit finde hier einzudringen. Ich werde heute und morgen auch auf meinem Zimmer speisen, und ich wünsche nur, sofort davon benachrichtigt zu werden, wenn mein Vater zurückgekehrt ist.“

9.

„Was muß ich hören, mein Goldkind?“ rief der Kommerzienrath, als er am folgenden Nachmittag in das Zimmer seiner Tochter trat. „Was in aller Welt sind das für dumme Geschichten! Wie kann man sich's einfallen lassen, am Vorabend seiner Hochzeit krank zu sein! Ich hoffe doch, daß es wirklich nichts Anderes ist, als ein Schnupfen.“

„Es ist nichts Anderes, Vater!“ jagte Alice, sich von ihrem Ruhebett aufrichtend. „Du brauchst Dir darum keine Sorge zu machen. Aber ich bin herzlich froh, daß Du endlich wieder da bist. Die Frage, welche ich an Dich zu richten habe, ließ mir keine Stunde Ruhe.“

„Immer noch diese fürchterliche geheimnißvolle Frage!“ versuchte Haidenroth zu scherzen, obwohl ihm vor dem ernstn Gesicht seiner Tochter und vor ihren klaren, forschenden Augen gar nicht sehr wohl zu Muth war. „Es wird doch hoffentlich ohne peinliches Kreuzverhör und Folterinstrumente abgehen?“

Alice beachtete die spaßhafte Wendung nicht, sondern fuhr, ihn fest und unverwandt ansehend, fort: „Hat Doktor Hartung Dir sein Ehrentwort geben müssen, mich nie wieder aufzusuchen?“

Das war ein Schlag, auf den der Kommerzienrath doch nicht vorbereitet gewesen war und dem er darum trotz seines diplomatischen Geschicks nicht sogleich zu begegnen wußte. Seine erste Empfindung war die eines gewaltigen Zornes über den vermeintlichen Wortbruch des Doktors.

„Auf diese Weise also hält der ehrenwerthe Herr seine Versprechungen?“ polterte er. „Ich habe ihm, wie es scheint, dennoch zu viel Ehre angethan, als ich ihm vertraute.“

Alice ließ die erregten Mienen ihres Vaters nicht aus den Augen, obwohl Haidenroth aufgestanden war und mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Es ist demnach die Wahrheit, daß er sein Wort verpfänden mußte?“ beharrte sie.

„Natürlich ist es die Wahrheit! Welches andere Mittel hatte ich denn, um mich und Dich gegen die Wiederholung aller möglichen Dummheiten zu schützen? Ich hoffe, mein Kind, Du wirst mir heute Dank wissen für diese väterliche Fürsorge!“

„Du machtest Dich einer Unwahrhaftigkeit schuldig, als Du mir damals erzähltest, Hartung habe nur um einen Urlaub gebeten. Es war vielmehr zwischen euch von seiner Liebe zu mir die Rede gewesen.“

Der Kommerzienrath kämpfte eine kleine Weile, ob er es wieder mit einer geschickten Rothlüge versuchen sollte, oder ob er es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge wagen dürfe, Alles einzugestehen. Da er nicht zu beurtheilen vermochte, wie weit Hartung in seiner schändlichen Verrätherci bereits gegangen sei, entschied er sich indeß nach kurzem Zaudern für das Letztere. Indem er die liebevollste und väterlichste Miene annahm, über welche sein wohlwollendes Antlitz verfügte, ließ er sich wieder neben dem Ruhebett nieder und ergriff zärtlich lieblosend die kühle Hand seiner Tochter.

„Ja, so war es, mein gutes Kind,“ jagte er sanft. „Griech hatte euch belauscht und hatte mir über das, was er gesehen und was seinem kindlichen Gemüth als ein Unrecht erscheinen mußte, pflichtschuldig Bericht erstattet. Ich stellte den Doktor daraufhin natürlich zur Rede, und er wird nicht leugnen können, daß ich ihn mit beinahe väterlicher Milde behandelte, obwohl ich alsbald erkannte, daß es ihm bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit viel mehr um Deine Mitgift und Deine Erbschaft, als um Deine Person zu thun war. Meine Einwilligung zu einem so thörichten Büdnis, in welchem Du nothwendig hättest unglücklich werden müssen, vermochte ich freilich nicht zu geben, und er selber schien das auf meine Vorstellungen hin vllständig einzusehen, da er selbst auf eine Erfüllung seiner vermessenen Wünsche verzichtete und mir bereitwillig jenes Versprechen gab, dessen Du eben mit soviel Pathos erwähntest. Ich raubte ihm nicht einmal alle und jede Hoffnung, denn es war mir, da ich lediglich das Glück meines Lieblingskindes im Auge hatte, nur darum zu thun, daß Dir Gelegenheit gegeben werde, Dein eigenes Herz ohne alle fremde Beeinflussung zu prüfen. Die Folgezeit hat ja gelehrt, einer wie richtigen Eingebung ich damit folgte. Ohne daß ich einen Zwang ausgeübt hätte, hast Du eine Wahl getroffen, welche Dir ungleich mehr Ehre macht, als jene thörichte Mädchentändelei, und an der Seite eines vornehmen, ehrenwerthen Mannes, der Dir eine glänzende Zukunft bereiten wird —“

Alice ließ ihn nicht ausreden. Der Schwall seiner gütigen Worte war offenbar ohne jeden Eindruck auf sie geblieben, denn ihr bleiches Gesicht zeigte sich unverändert ernst, und zwischen ihren Augenbrauen lag eine strenge Falte, die dem Kommerzienrath durchaus nicht gefiel.

„Eine Lüge war es also auch, eine mit vollem Bewußtsein ausgesprochene Lüge, als Du mir sagtest, Bernhard Hartung habe mich verschmäht und er habe irgendwo in der Heimath sein Herz verloren?“

Herr Haidenroth hielt es für nöthig, solchen unkindlichen Worten gegenüber einige Ent-rüstung an den Tag zu legen.

„Du bedienst Dich einer Ausdrucksweise, liebe Alice, welche mich ernstlich beleidigen sollte. Wenn ich bemüht war, Dir nach Kräften über eine immerhin schmerzliche Enttäuschung hinwegzuhelfen, so habe ich damit viel mehr Anspruch auf Deine Dankbarkeit, als auf Deine Vorwürfe erworben. Jedenfalls ist diese Unterhaltung und die Miene, mit welcher Du

sie führt, am Vorabend Deiner Hochzeit — gelind ausgedrückt — eine überaus befremdliche.“

Mlle erhob sich aus ihrer sitzenden Stellung und stand dem Kommerzienrath stolz aufgerichtet gegenüber.

„Du bist im Irrthum, Vater, wenn Du glaubst, daß ich am Vorabend meiner Hochzeit stehe. Ich werde Percy Warren nicht zum Altar folgen — weder morgen noch an irgend einem anderen Tage.“

Das war ernsthaft und nachdrücklich genug gesprochen, um jeden Gedanken an einen Scherz auszuschließen. Haidenroth aber wußte nichtsdestoweniger seiner ersten Ueberraschung auf keine andere Weise, als durch lautes Aufklappen der Lippen zu machen.

„Sollen wir den fünften Akt eines bürgerlichen Trauerspiels miteinander aufführen, mein Schatz? Auf der Bühne würde sich eine Erklärung, wie ich sie soeben von Dir vernehmen mußte, möglicherweise ganz hübsch ausnehmen, im praktischen Leben aber — und darauf möchte ich Dich doch recht nachdrücklich aufmerksam machen — ist sie einfach nichts weiter als eine Thorheit, eine Lächerlichkeit, ein kindischer Unsinn! Wenn dieser Hungerleider und Glücksjäger, der sich in gute Häuser einzuschleichen weiß, um auf die wohlfeilste und angenehmste Art zu einem Vermögen zu kommen, noch einmal den Muth hat, sich im Bereich meines Hauses sehen zu lassen, so werde ich ihm zu begegnen wissen, dessen darfst Du Dich versichert halten. Ich werde ihm sein gemeingefährliches Handwerk legen und werde ihm auf eine sehr deutliche Art beweisen, daß man mit solchen plumphen Intriguen einen alten Mann nicht im Handumdrehen zu einem willfähigen Narren macht und zu einem Gegenstand des Spottes für alle Welt.“

Er gab sich nun keine Mühe mehr, den wüthenden Ingrimms zu verbergen, der in seinem Innern tobte; aber je dunkler sich sein Antlitz röthete und je heftiger seine Worte klangen, desto ruhiger und fester wurde zu seiner heimlichen Bestürzung die Haltung seiner Tochter.

„Alle Beschuldigungen, Vater, welche Du gegen Doktor Hartung erhebst, fallen in's Leere,“ sagte sie mit Würde. „Er hat ebensowenig jemals daran gedacht, Dein Vertrauen zu mißbrauchen, als er dem Versprechen, welches ihm abgelistet oder abgezwungen wurde, untreu geworden ist. Wenn er hierher zurückkehrte, so hat er dafür jedenfalls einen anderen Grund gehabt, als den Wunsch, mich wiederzusehen; ein Zufall nur führte ihn gestern mit mir zusammen, ein Zufall, der ihn zugleich meinen Lebensretter werden ließ. Und er hat mir nicht ein einziges Wort von dem falschen Spiel gesagt, dem wir Beide zum Opfer gefallen sind. Alles, was ich davon weiß, mußte ich erst soeben aus Deinem eigenen Munde erfahren.“

Ein solches Geständniß war natürlich am allerwenigsten darnach angethan, dem Kommerzienrath seine gute Laune wiederzugeben, denn er mußte sich selber ja das Zeugniß ausstellen, eine beispiellose Ungeschicklichkeit begangen zu haben. Der Ausdruck der Gütmüthigkeit und Jovialität war ganz und gar aus seinen Mienen verschwunden, als er, sich hart vor Mlle hinstellend, sagte: „Also wirklich ganz wie in der Komödie! Nicht einmal die obligate Lebensrettung, auf deren Einzelheiten ich übrigens ganz und gar nicht neugierig bin, soll mir geschenkt werden. Jetzt bliebe mir nach der Meinung die es auszeichneten Herrn Doktors und vielleicht auch nach der Deinigen natürlich nichts Anderes übrig, als ihn in eigener Person aufzusuchen, ihm unter gerührten Dankesworten um den Hals zu fallen, und ihn demüthig so lange zu bitten, bis er mir um des Himmels

willen die Ehre anthat, mein Schwiegerlohn zu werden. Aber die Rechnung hat ein Loch; denn ich bin ein Mensch mit gesunder Vernunft und kein Komödienvater! Schlage Dir diese närrischen Phantastereien aus dem Sinn, mein Kind! So wahr ich hier vor Dir stehe wirst Du niemals die Gattin die's Menschen werden!“

„Es bedürfte dazu nicht erst Deines Schwires, Vater! Selbst wenn Du Hartung wirklich meine Hand antragen wolltest, würde er sie jetzt sicherlich verschmähen. Mit besserem Recht, als ich ihn für schuldig hielt, muß er mich ja des schimpflichsten Verraths bezichtigen, und er ist viel zu stolz, um meinen Besitz noch weiter zu begehren. Dem Abschied, welchen wir gestern von einander genommen haben, wird niemals ein Wiedersehen folgen.“

(Schluß folgt.)

Chilenische Zuckerpalm.

(Mit Bild auf Seite 57.)

Die chilenische Zucker- oder Coquitopalme hat, wie unser Bild auf S. 57 zeigt, einen hohen geraden Stamm mit einer Krone gefiederter Blätter, sowie verzweigte Aehren oder Kolben von dunkelgelben, genau geschiedenen männlichen und weiblichen Blüthen, die in einer doppelten Blüthenheide eingeschlossen sind. Die Frucht ist kugelig oder eiförmig und hat eine dicke, faserige Hülle, welche eine harte, einsamige Nuss mit drei kleinen Löchern oder Poren am Boden (aus denen der Keimling austritt) umschließt. In Chile wird aus dem Saft dieser Palme ein süßer Syrup, Palmenhonig genannt, dadurch bereitet, daß man ihn bis zur Syrupsdicke einkocht. In diesem Zustande bildet er einen bedeutenden Handelsartikel und vertritt im Haushalt die Stelle des Zuckers. Jeder Baum gibt eine Saftmenge von etwa 400 Liter.

Schlittenkorso auf der Grand Avenue in Milwaukee.

(Mit Bild auf Seite 60.)

Das malerisch am Ufer des Michigansee's gelegene Milwaukee, unter dessen 130.000 Einwohnern sich nicht weniger als 60 Prozent Deutsche befinden, macht einen sehr freundlichen Eindruck. Besonders reizvoll ist ein Winternachmittag auf der Grand Avenue, der nahezu drei Kilometer langen Hauptstraße der Stadt. Zahllose Schlitten, besonders kleine, mit vortrefflichen amerikanischen Trabern bespannte Rennschlitten, beleben dann die breite, von alten Bäumen eingefaßte Allee, und nicht selten entwickeln sich förmliche Wettrennen (siehe unser Bild auf S. 60). Wie ein Sturmwind sausen die leichten Gefährte an den auf den Fußwegen Aufwandelnden vorüber; die tief im Westen stehende Sonne wirft ihre Strahlen auf die lange, glatte Schneefläche und spiegelt sich in den Scheiben der schönen, oft schloßartigen Häuser, welche die Straße rechts und links begrenzen — in der That ein fesselndes Bild reichen nordischen Winterlebens.

Der Kugelblik.

(Mit Bild auf Seite 61.)

Man theilt die Blicke ein in Zirkelblicke, Flächenblicke und Kugelblicke. Letztere kommen nur selten vor, doch wurde die interessante Erscheinung auf einer Reise der schwedischen Bark „Edward“, die mit Eisenerz befrachtet von Havre nach New-York fuhr, sogar dreimal kurz hintereinander beobachtet. Es geschah dies während eines nächtlichen Gewittersturmes, und unser Bild auf S. 61 stellt die Explosion des dritten Kugelblikes, der die beiden vorhergehenden an Größe weit übertraf, mitten unter der entsetzten Mannschaft dar. Die Leute hatten sich kaum von dem Schreck über die beiden ersten Feuerkugeln erholt, als unter furchtbarem Getöse abermals ein Blik in das Takelwerk niederfuhr und sich in Gestalt einer Feuerkugel von der Steuerbord nach der Backbordseite hinbewegte. Die Kugel schleuderte beim Explodiren die ganze Schiffsbesatzung zu Boden; es zeigte sich jedoch nachher, daß Niemand eine Beschädigung erlitten hatte, ebensowenig wie die Takelage.

Die Pakete des Herzogs.

Historische Erzählung von J. G. Weisk.

I. (Nachdruck verboten.)

Am Tage Michaelis 1473 ritt Kaiser Friedrich III. zu Trier ein, um mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, zusammenzutreffen. Es handelte sich um ein Bündniß, das dem Kaiser gegen die Türken, dem Herzog gegen Frankreich Rückhalt gewähren sollte, doch war's ein offenes Geheimniß, daß auch noch Anderes im Spiele war; so namentlich der Plan einer Heirath zwischen des Kaisers Sohn Maximilian und Maria, der Tochter des Herzogs.

Klein war das Gefolge des Kaisers und verhältnißmäßig einfach sein Auftreten. Mit um so größerem Gepränge zog am nächsten Tage der Herzog heran, und er wurde von Friedrich nicht wie ein Lehensmann, sondern wie ein Gleichgestellter empfangen und begrüßt.

Der Kaiser hatte sein Quartier im erzbischöflichen Palaste zu Trier, während Karl in dem Kloster St. Maximin außerhalb der Stadt Wohnung fand. Der Herzog hatte seine dritte Gemahlin Margarethe von York bei sich, sowie seine Tochter Maria, die schönste und meistumworbene Fürstentochter jener Zeit. Bei dem Kaiser war sein Sohn Maximilian. Das beiderseitige Gefolge war, soweit es im Palaste und Kloster nicht Platz fand, in Zelten untergebracht, die man vor der Stadt aufgeschlagen hatte, oder in den nächsten Ortschaften.

In den ersten Tagen gab es mehr Festlichkeiten, als ernste Unterhandlungen, und ein Wunder war das nicht; denn jeder Theil hatte seine geheimen Hintergedanken, und gedachte erst sorgfältig die Stimmung auf der anderen Seite auszukundschaften.

Dabei kamen die Grafen und Herren des beiderseitigen Gefolges einander persönlich durch den Becher rascher nahe, als die Fürsten mit ihren beiderseitigen Zwecken, wenn auch der Gegenfatz zwischen deutschem und welschem Wesen sich häufig genug geltend machte.

Uebrigens befanden sich Deutsche auch im Gefolge Karl's. Das waren Ritter aus dem Sundgau, der Landschaft am Oberrhein, die Siegmund von Oesterreich an Burgund verpfändet hatte. Mancher von ihnen fand unter dem Gefolge des Kaisers Jugendfreunde oder Verwandte.

So trafen sich auch die Vettern Veit und Christoph v. Reckberg, von denen der Erstere mit dem Kaiser, der Letztere mit dem Herzog gekommen war. Die hatten ihre helle Freude aneinander und versäumten keine Gelegenheit, gemeinschaftlich einen Trunk zu thun.

Wieder einmal saßen sie beim Becher in dem burgundischen Zeltlager. Sie sprachen von dem schleppenden Gang der Unterhandlungen ihrer Herren, und Herr Christoph meinte, am Herzoge liege die Schuld nicht.

„Was der Kaiser begehrt,“ sagte er, indem er die Bewegung des Geldzählens machte, „weiß mein Herr von Burgund ganz wohl, und ich glaube, er würde ihm gerne zu Willen sein, wenn —“

„Wenn?“ fragte Veit gespannt, als sein Vetter sich plötzlich unterbrach.

„Ja!“ lachte Christoph. „Das möchtest Du wohl wissen! Aber ich habe selbst nur Vermuthungen. — Schau, Veit, da kommt Einer, der's genau weiß; aber der sagt's uns nicht!“

„Der Hagenbach? — Der Kerl ist mir zuwider!“

„Mir eigentlich auch! Aber man muß sich mit ihm halten, wenn man sich vor Schaden wahren will!“

Der, von dem sie sprachen, war Herr

Peter v. Hagenbach, der Statthalter Karl's am Oberrhein, der sich durch seine Grausamkeit und Sittenlosigkeit rasch den bezeichnenden Beinamen „der böse Landvogt“ erworben hatte. Er setzte sich zu den Bettlern und erwies sich zu Veit's Erstaunen als der angenehmste Gesellschaftler.

Es war vom Moselwein die Rede, den Hagenbach über Alles pries.

„Bin kein Feinschmecker darin,“ gab Veit zur Antwort. „Kann auch mit Tauberwein vorlieb nehmen, wenn kein anderer zu haben ist!“

„Der Rothe aus Welschland hat Euch aber beim letzten Gastmahl doch besonders geschmeckt!“

„Freilich! Ueberhaupt muß ich sagen, zu

leben versteht man am Hof von Burgund. Denk' ich nur an die Pastete — wer die erfunden hat, dem gebührt sonderliches Lob.“

„Ja, ja! Ist auch eine Liebhaberei des Herzogs, und sein Pastetenbäcker aus Freiburg im Uechtland ist sein besonderer Günstling. Wenn Euch übrigens das Gericht so geschmeckt hat, wird der Mann Euch für Geld und gute Worte gern den Genuß noch einmal verschaffen und Euch eine eben solche Pastete zurichten.“

„Langt denn das, was ein armer deutscher Ritter im Beutel hat, überhaupt, um von solch' verwöhntem Hofbäcker etwas zu erlangen?“

„Sei ruhig!“ lachte Christoph. „Du sollst eine Pastete haben, Better. Als ein Zeichen verwandtschaftlicher Zuneigung will ich sie Dir verehren und in Dein Quartier senden.“

So ging das Gespräch hin und her, und spät schied man von einander. Am andern Morgen aber hatte Herr Christoph sein Versprechen vergessen.

Das Beisammensein der Fürsten zog sich merkwürdig in die Länge. Es ist nicht überliefert, was wegen der Heirath Maximilian's und Maria's verhandelt wurde. Man weiß nur, daß den Beiden Gelegenheit zu häufigem Verkehr gegeben wurde. Auch über die politischen Verhandlungen ist nichts Zuverlässiges auf die Nachwelt gekommen, doch weiß man, daß der Kaiser mehr und mehr von Mißtrauen gegen den Herzog eingenommen wurde. Dabei wahrte man indessen beiderseits den Schein herzlichen Einvernehmens.



Schlittenkorso auf der Grand Avenue in Milwaukee. (S. 59)

Am Tage Mariä Empfängniß veranstaltete Karl ein großes Mahl im Kloster, und der Kaiser wollte bei dieser Gelegenheit den Burgundern ein Turnier nach deutscher Art vorführen.

Der Herzog und die Großen seines Hofes versprachen sich davon wohl nicht allzuviel. Als aber Eberhard von Württemberg und Veit v. Rechberg, die der Kaiser als die Stärksten und Gewandtesten unter seinem Gefolge ausgewählt hatte, mit dem „schweren Stechzeug“ angethan gegen einander ritten, war es für die Burgunder und Niederländer doch ein überwältigendes Schauspiel, und sie „priesen laut der Deutschen Stärke und Mannheit“, wie uns ein Augenzeuge berichtet.

Nach dem Turnier ging's zu dem glänzenden Mahle, das bei seinen Theilnehmern jede Erinnerung an frühere Gastereien in Schatten

stellte. Nun begab sich's aber, daß bei der Länge des Schmauses Herrn Veit v. Rechberg etwas begegnete, das bei solchen Veranlassungen nicht ungewöhnlich ist. Er wurde müde und begehrte, ein Stündchen zu ruhen.

Die Stätte, die er sich dazu auserlah, mochte wohl die Stube eines dienstbaren Geistes sein. Es war nur ein roher Tisch darin, und in einer dunklen Nische ein einfaches Bett. An einer der Seitenwände führte eine nur angelehnte Thür nach einem ähnlichen Gemach.

Veit warf sich auf das harte Lager und war bald eingeschlafen. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, als er, noch im Halbschlaf, allmählig auf Worte aufmerksam wurde, die aus dem Nebengemach kamen.

„Hier sind wir sicher vor den Gästen,“ jagte eine Stimme, „hierher kommt jetzt Niemand.“

„Was gibt's denn? Wozu diese Vorsicht? Wollt Ihr mich in eine Verschwörung ziehen?“ wurde dagegen gefragt.

„Nichts dergleichen; nur einen Befehl unseres Herrn habe ich Euch zu verkünden, den er Euch selbst gegeben hätte, wenn er sich von seinem Gaste so lange hätte entfernen können. Der Kaiser blickte aber schon mißtrauisch, als er so lange mit mir redete. Doch zur Sache!“

Veit hatte die Stimmen bereits erkannt. Herzog Karl's Kanzler sprach mit Thiebaut de Neuschatel, dem Marschall von Burgund.

„Also höret,“ fuhr der Kanzler fort. „Morgen in der Frühe will der Herzog eine Schay über seine anwesenden Truppen halten. Die Stunde wird noch bestimmt werden.“

„Und wozu diese Heimlichkeit?“

„Geduld! Ihr sollt Alles wissen, damit



An Bord eines Schiffes während eines von Augelblitzen begleiteten Gewitters. (S. 59)

nichts fehl geht; so lautete der Befehl. Zunächst sollt Ihr mir eine Anzahl zuverlässiger und verschwiegener Mannschaften zur Verfügung stellen, die mir etliche verpackte Gegenstände von hier nach der Stadt bringen. Es wird ein Thronstuhl sein und Anderes. Das Alles soll morgen während der Truppenschau im Dom aufgestellt werden.“

„Gut! Und weiter!“

„Während der Truppenschau sollt Ihr die Bewegungen der Unserigen so leiten, daß der Kaiser, während er mit dem Herzog reitet, von seinem Gefolge getrennt wird. Alsdann wird der Herzog eine Frage an ihn richten. Lautet die Antwort nach Wunsch, so werdet Ihr's an den Dankesgeberden unseres Herrn erkennen und die Truppen wieder auseinander ziehen. Andernfalls wird es Eure Sorge sein, daß der Kaiser in unsern Händen bleibt.“

Beit hatte jedes Wort vernommen. Er traute seinen Ohren kaum.

„Und was wird es sein,“ forschte nun der Marschall, „das der Herzog vom Kaiser begehren wird?“

„Still! — Es kommt Jemand! — Ah! unser allergnädigster Herr selbst!“

In der That hörte Beit Jemanden eintreten und des Herzogs Stimme fragte: „Ist's im Reinen?“

„Bis auf Eines! Es war Eurer fürstlichen Gnaden Befehl, daß der Herr Marschall Alles wissen solle. Er weiß noch nicht, wie das Anfinnen lautet, auf das der Kaiser morgen antworten soll.“

„So sollt Ihr's von mir selbst erfahren, Marschall,“ fiel Karl nun ein. „Der Kaiser soll den seitherigen Herzog von Burgund zum Könige krönen und ihm die Lehensherrlichkeit über verschiedene Fürstenthümer übertragen, die seither vom Reiche zu Lehen gingen. Dafür soll er das Geld haben, das er zum Türkenkriege braucht. Ob er es dann lieber zu seinem eigenen Nutzen verwendet, ist —“

„Jetzt soll Euch doch Alle miteinander ein Welter zusammen schlagen!“ erkante es plötzlich aus dem Mund Beit's, während er seine Hand drohend auf das Tischlein fallen ließ. Er hatte gehorcht, bis ihm die Galle übergelaufen war. Im nächsten Augenblick bereute er seinen Ausruf. Aber schon standen die Drei mit bestürzten Mienen vor ihm.

Der Herzog faßte sich aber gleich, als er sah, daß sie Drei gegen Eines waren, und sagte spöttlich: „Ei, Herr Beit v. Rechberg! Ihr seid zu Vielem geschickt. Ihr könnt nicht nur mit halben Baumstämmen turnieren; Ihr könnt auch den Leuten nachschleichen und den Horcher spielen!“

„Ich bin nicht nachgeschlichen. Ich war zuerst hier und bin wider Willen Lauscher geworden.“

Karl warf einen fragenden und zugleich drohenden Blick auf den Kanzler, dessen Unvorsichtigkeit das Vorkommniß ermöglicht hatte.

„Gleichviel!“ sagte er dann. „Wer unberufener Mitwisser eines solchen Geheimnisses geworden ist, darf das Licht nicht wieder sehen. Verborgt die Thüren wohl. Das Weitere wird sich finden.“

Beit griff unwillkürlich nach seiner Seite. Aber er hatte sein Schwert im Speisesaale drüben gelassen. Er wollte von seinen Fäusten Gebrauch machen, aber seine Gegner schlüpften aus dem Gemach wie Geisenster, und nun drehte sich in der einen Thür der Schlüssel; an der anderen legte sich ein schwerer Niegel vor.

Draußen berieth Karl mit seinen Begleitern weiter.

„Es geht doch nicht, den Rechberg so verschwinden zu lassen,“ sagte er. „Er ist Herzog Maximilian's erklärter Günstling. Der

wird seiner Dienste bedürfen und nach ihm fragen, ehe er das Kloster verläßt. Sein Kopf und seinen Knappen können wir nicht beseitigen. Die wird man finden, den Ritter aber nicht. Das wird Verdacht erregen.“

Der Kanzler stimmte bei.

„Dennoch müssen wir's wagen!“ fuhr Karl fort. „Es wäre denn, daß er sich bewegen ließe, einen Eid zu schwören, nichts zu verrathen. Dann könnte man ihn heraus lassen. Seinem Eid würd' ich trauen, denn die deutschen Ritter sind in solchen Dingen gar genau. Und zum Ueberfluß könnte ihm vielleicht heute Nacht in seinem Quartier Schlimmes zustoßen, oder er könnte auf der Straße in Kaufhändler gerathen und erschlagen werden. Dergleichen kommt ja vor. — Ihr versteht doch?“

„Vollkommen, gnädigster Herr!“

„Nun wohl, thut Euer Bestes. Ich muß zum Kaiser!“

Der Kanzler blieb allein und zerbrach sich den Kopf. Schließlich zog er Peter v. Hagenbach, den Landvogt, zu Rathe, der ohnehin schon um den ganzen burgundischen Anschlag wußte.

Da war er an die richtige Schmiede gerathen. Der Landvogt unterzog sich willig seinen Aufträgen, und es gelang ihm leichter als er erwartet hatte, Rechberg zu dem Eide zu bewegen. Denn dieser überlegte sich's wohl, daß er nun wenigstens in der Lage sein würde, dem Kaiser im Augenblicke der Noth mit seinem Arme beizustehen, während sein Tod von keinem Nutzen sein konnte.

So ritt denn am Abend Herr Beit mit dem Kaiser wieder nach Trier hinein, als wäre nichts geschehen. Wie aber sein Inneres von Bangen und Sorgen erfüllt war, das ahnte Niemand.

Peter v. Hagenbach erstattete nach dem Aufbruche der Gäste in Gegenwart des Herzogs seinem Auftraggeber Bericht.

„Also den Eid hat er geschworen,“ jagte Karl. „Wie ist's aber mit dem Anderen?“

„Das eben führt mich mit einer Bitte her. Es gibt nur ein sicheres Mittel — Gift!“

„Und —“

„Und ich wüßte auch einen Weg, es ihm beizubringen, ohne daß er Verdacht schöpft. Doch dazu bedarf es eines Befehls von Euer hochfürstlichen Gnaden!“

„Wie das?“

„Der Ritter Christoph v. Rechberg hat in lezt verwichener Zeit einmal seinem Welter Beit in meinem Beisein versprochen, ihm eine Pastete zu verehren, die Euer Gnaden Hofbäcker backen sollt. Das ist zur Stunde noch nicht geschehen, wie ich erkundet. Nun ist nichts einfacher, als daß ein Küchenjunge dem Ritter Beit v. Rechberg heut' Abend eine Pastete zuträgt, vorgebend, daß er von dem Ritter Christoph v. Rechberg gefandt sei.“

Karl nickte beifällig.

„Aber der Pastetenbäcker ist ein eigenjünger Tropf, der ohne seines gnädigsten Herrn Befehl nichts thun will.“

„Gut, Hagenbach, ich verstehe. — Geh! Es wird sich finden!“

Eine Viertelstunde später meldete der Pastetenbäcker dem Landvogt, daß er seiner Befehle gewärtig sei.

2.

Das Quartier Beit's v. Rechberg lag im Erdgeschosse des Palastes. Es waren qualvolle Stunden, die der Ritter an diesem Abende erlebte. Stürmisch schritt er in dem Gemache auf und ab. Er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. In eigener Sache hätte er keinen Augenblick daran gezweifelt, daß auch ein abgedrungenes Versprechen ihm heilig sein müsse. — Aber hier?

Der Widerstreit der Pflichten wollte zu keinem Austrag kommen.

Er schöpft warf sich der unglückliche Mann auf einen Stuhl und schloß die Augen. Er suchte auf einen Augenblick zu vergessen; vielleicht zu schlafen.

Da öffnete sich die Thür, und sein Knappe trat herein. Er brachte eine Pastete, die ein Küchenjunge soeben abgegeben hatte; wie er sagte im Auftrage Herrn Christoph's v. Rechberg.

„Er bemerkte, sie wäre am besten, wenn sie frisch gegessen wird,“ fügte der Knappe im Abgehen hinzu.

Beit's Versuch zu schlafen erwies sich als vergeblich. Wieder verging Stunde um Stunde in qualvollen Seelenkämpfen.

„Ich muß mein Wort halten,“ entschied er zulezt, „ich kann nicht anders!“ Dabei lag ihm ein wahrer Trost in Aussicht, bei der Vertheidigung des Kaisers sein Leben zu lassen und mit demselben die Unruhe seines Gewissens zu enden.

Trotz Allem verlangte aber nun der Magen sein Recht. Beit war ziemlich früh vom Mahle aufgestanden und hatte nun auch den Abend imbiß versäumt. Das fiel ihm jetzt ein, und er holte die Pastete herbei und aß ein Stückchen davon. Aber sie wollte ihm diesmal nicht recht munden.

Es war eine stürmische Nacht, und wer im Palaste gut schlief, der dankte es nur den Wein n. Karl's von Burgund.

Wenig getrunken, desto mehr aber beobachtet hatte Herzog Maximilian, und der Schlaf stoh ihn beharrlich.

Er begann die Ziele des Burgunders zu durchschauen und doch konnte er nicht so leicht zu dem Entschlusse kommen, seinen Vater zum Abbrüche der Unterhandlungen zu rathen. Schon das fiel in's Gewicht, daß die Schulden des kaiserlichen Hofhaltes zu Trier bereits so hoch angewachsen waren, daß der Kaiser sie ohne burgundische Geldhilfe gar nicht begleichen konnte. Aber auch das Gefühl des Kaiser-Johnes sprach mit. Rasch hatten die Herzen Maximilian's und Maria's sich zu einander gefunden. In inniger Liebe waren die Beiden einander zugethan, und sie hatten sich ahnungslos den wonnigsten Zukunftstäumen hingegeben. Sollte nun plötzlich Alles aus sein?

Mit solchen Gedanken quälte sich Maximilian auf seinem Lager, als plötzlich seltsame Töne aus dem Erdgeschosse zu ihm heraufdrangen.

War das der Sang eines Trunkenen oder das Toben eines Wahnsinnigen? Er wurde nicht klug daraus.

Rasch warf er die nöthigsten Kleider über und schaute aus dem Fenster. Aus Beit v. Rechberg's Gemach fiel ein Lichtschimmer auf die Straße und von eben dort schien auch der Lärm zu kommen.

„Ich muß sehen, was das ist!“ dachte Maximilian, griff im Vorbeigehen nach seinem Schwert und eilte hinunter.

Erstaunt blieb er aber unter der Thür stehen, als er in Beit's Gemach treten wollte und diesen in heftigem Ringen mit seinem Knappen sah.

Mit dem lezten Aufwande ersterbender Kraft rief der Letztere: „Hilfe, gnädigster Herr! Hilfe! Er ist rasend geworden!“

In der That, Beit war rasend geworden. Die Wirkung der vergifteten Speise war nicht ausgeblieben. Aber entweder hatte der Giftmischer die Kraft des Stechapfelfgiftes, das er verwendet hatte, und das nach seiner Absicht rasch Betäubung und dann den Tod bringen sollte, überschätzt, oder Beit hatte zu wenig gegessen, um die volle Wirkung zu erfahren. Schlimm genug schien sein Zustand immerhin.

Er ließ jetzt sein Opfer los und blickte starr auf den neuen Eindringling.

„Was ist, Rechberg?“ fragte Maximilian.

„Kennst Du mich nicht?“

Veit brach in heileres Lachen aus. „Ob ich Euch kenne,“ rief er. „Ei wohl! Ihr seid ja Herzog Karl von Burgund, der mir das verfluchte Versprechen abgenommen hat, den Kaiser nicht zu warnen, um mein Leben zu retten.“

Maximilian begriff, daß etwas Wichtiges und Thatsächliches den Wahnvorstellungen Veit's zu Grunde liegen müssen und vermied es, die Täuschung des Kranken, der in ihm den Herzog Karl zu sehen vermeinte, durch irgend etwas zu stören.

„Gebt mir mein Versprechen zurück!“ rief der Rasende. „Nehmt mir das Leben, wenn Ihr wollt. Aber ich kann's nicht ertragen, zu sehen, daß der Kaiser morgen in Eure Schlingen geht und Euer Gefangener wird, da ein Wort von mir ihn retten könnte. Ich kann's nicht; ich will's nicht! Hier, mein eigen Schwert mag Euch dienen, mir den Tod zu geben!“

Er stürzte nach seiner Waffe, aber kaum hatte er sie Händen, da kamen ihm andere Gedanken, und er machte Miene, auf den einzudringen, den er für den Burgunderfürsten hielt.

Nun war's an der Zeit für Maximilian, seinen Einfluß zu versuchen. Er schickte sich für den Nothfall zur Verteidigung an, sagte aber gleichzeitig so ruhig als möglich, und auf jedes Wort Nachdruck legend: „Rechberg, wo hast Du Deine Augen? Sieh mich an! Bin ich Herzog Karl von Burgund?“

Der Rasende stuzte und ließ sein Schwert sinken.

„Das war Herzog Maximilian's Stimme,“ sagte er wie im Traum. „Wo ist er? Ich seh' ihn nicht!“

„Ach!“ fuhr er dann fort, „mir ist so elend! Ich glaube, ich muß sterben!“

Kaum konnte ihn der Knappe zu seinem Lager geleiten, auf das er schwer niedersank.

Das Alles war innerhalb weniger Minuten vor sich gegangen. Inzwischen waren übrigens noch Einige vom kaiserlichen Gefolge durch den Lärm aufgeschreckt worden und hatten sich's nicht versagen können, nach dem Grunde desselben zu sehen. In der Thür erschienen Eberhard von Württemberg und Albrecht von Hohenlohe.

Aber ehe Maximilian ihnen eine Erklärung geben konnte, regte sich Rechberg wieder und versuchte sich zu erheben.

Ein Hustenanfall folgte, dann heftiges Erbrechen.

Für einen Augenblick schien der Leidende bei klarem Bewußtsein zu sein.

„Die Pastete,“ murmelte er. „Sie war schlecht!“

„Die Pastete?“ fragte Maximilian den Knappen.

„Herr Christoph v. Rechberg fandte sie heut' Abend, gnädigster Herr,“ war die Antwort. „Hier steht der Rest.“

Einen raschen Blick warf Maximilian auf den bezeichneten Gegenstand. Die Art des Gebäcks schien ihm bekannt genug, um keinen Zweifel an dem Ursprunge desselben zu haben. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf. Ohne Säumen fandte er den Knappen nach ärztlicher Hilfe, und ehe diese zur Stelle kam, fand er Zeit, seine Vermuthungen und Wahrnehmungen Eberhard von Württemberg und dem von Hohenlohe so kurz als möglich mitzutheilen und sich mit ihnen zu berathen.

Alle Drei waren der Ansicht, es scheine wenigstens so viel festzustehen, daß Karl von Burgund verrätherische Absichten hege und dieselben wohl schon am nächsten Morgen zur

Ausführung zu bringen gedenke, und daß Veit v. Rechberg durch Gift habe aus dem Wege geräumt werden sollen, weil er durch irgend einen Zufall Mitwiffer des Geheimnisses geworden sei.

Als der Arzt nun kam und das Vorhandensein einer Vergiftung bestätigte, erhob das Maximilian's Vermuthungen fast zur Gewißheit.

Rasch weckte man den Kaiser. Auch er konnte sich der Erkenntniß der drohenden Gefahr nicht verschließen, zumal er ohnehin schon des Mißtrauens voll gewesen war, und die gleiche Ansicht hatte der Erzbischof von Mainz, Adolph von Nassau, den man noch zur Berathung holte. Was sollte aber geschehen?

Den Stiel umzukehren und Karl von Burgund zum Gefangenen zu machen, war unmöglich, denn des Kaisers Gefolge war gegenüber den vielen Soldtruppen, die der Burgunder mitgebracht hatte, zu schwach, und nicht einmal auf den Beistand der Bürgerschaft war zu rechnen, da diese schon murzte, weil für die Lieferungen an den kaiserlichen Hofhalt kein Geld zu bekommen war.

Der Erzbischof rieth dem Kaiser, mit wenigen Getreuen vor Tagesanbruch heimlich die Stadt zu verlassen. Freilich war zu erwarten, daß dann die Bürgerschaft das zurückbleibende Gefolge wegen ihres Guthabens in der peinlichsten Weise belästigen würde. Allein auch dafür wußte Adolph von Nassau einen Ausweg, indem er sich erbot, Bürgerschaft zu leisten und im Nothfalle seine Kleinodien zu verpfänden, um das Gefolge auszulösen.

Für den Kaiser war es ein schwerer Entschluß, dem wohlgemeinten Rathe zu folgen. Unmuthig schritt er im Zimmer auf und ab. Lange sann er nach. Dann warf er sich in einen Sessel und — weinte!

„Es ist weit gekommen im heiligen römischen Reiche deutscher Nation,“ rief er, „daß der Kaiser bei Nacht und Nebel vor seinem Lebensmann fliehen muß.“*)

Aber sein Entschluß war gefaßt. Des Erzbischofs Rath sollte befolgt werden. Unverzüglich wurden in aller Stille Schiffsleute bestellt, da die Flucht auf dem Wasserwege am besten ohne Aufsehen bewerkstelligt werden konnte. Nur Wenige wurden vom Kaiser zu seiner Begleitung ausersehen, und diese mußten eilen, sich reisefertig zu machen.

Ehe Maximilian ging, um sich zur Abreise bereit zu machen, sah er noch einmal nach Veit v. Rechberg. Die Lebensgefahr schien durch Anwendung geeigneter Mittel vorerst beseitigt zu sein, doch war der Kranke augenscheinlich noch nicht recht bei Sinnen, wenn er auch nicht raste und tobte wie zuvor.

Trotzdem wurde beschlossen, ihn mit auf die Flucht zu nehmen; theils um vielleicht Weiteres von ihm zu erfahren, theils um ihn vor der zu erwartenden Rache Karl's zu schützen.

Eine Stunde vor Tag war Alles bereit. Ein einfacher Kahn nahm die Flüchtlinge auf. Es waren ihrer zehn, einschließlich des Kaisers, seines Sohnes und des Kranken. Außer dem Erzbischof wußte Keiner der Zurückgebliebenen um die Flucht, und dieser einzige Wissende suchte das Geheimniß so lange als möglich zu wahren.

Erst gegen Mittag, da die burgundische Heerichau vor sich gehen sollte, sah sich Adolph von Nassau genöthigt, die Abreise des Kaisers erst dem Gefolge, dann dem Trierer Rathe und zuletzt dem Herzog von Burgund zu verkünden.

Die Trierer gaben sich mit den beruhigenden Versicherungen des Erzbischofs in Betreff der

Schulden des kaiserlichen Hofhalts zufrieden. Aber Karl von Burgund wußte sich vor Wuth nicht zu fassen, daß seine Pläne noch in letzter Stunde zu Wasser geworden waren.

Während der Erzbischof mit dem Trierer Rathe über die Auslösung des Gefolges verhandelte, und Herzog Karl seinem Kanzler und Peter v. Hagenbach handgreifliche Beweise seiner Ungnade ertheilte, glitt der Kahn mit den Flüchtlingen die Mosel und dann den Rhein abwärts. Der Kaiser sann auf eine neue Geldquelle, und Maximilian dachte an das verlorene Glück, das er hinter sich ließ. Beide hatten kein Auge für den schönen Tag, welcher der Sturmesnacht gefolgt war.

Die Fahrt ging nach Köln. Dorthin kam auch das Gefolge nach, und dort genas nach wochenlangem Krankenlager auch Veit v. Rechberg.

Der Letztere ließ sich mit Mühe bewegen, zu erzählen, wie man ihn zu jenem Eide genöthigt hatte. Das zu verschweigen hatte er ja eigentlich nicht geschworen. Daß er in seiner Kaserei auch das eigentliche Geheimniß preisgegeben hatte, erfuhr er staunend erst jetzt, und wenn es ihm anfangs Gewissensbisse machte, so ließ er sich doch bald trösten.

Daß er, wenn auch nur durch Zufall, zum Retter des Kaisers geworden war, brachte ihm von diesem, wie auch von Maximilian nicht geringeren Dank, als ob er ihnen mit vollem Bewußtsein jenen Dienst geleistet hätte. Denn jedes Wort, das er in seiner Kaserei gesprochen hatte, war doch ein beredter Zeuge seiner Treue und Anhänglichkeit gewesen, und namentlich Maximilian war nicht der Mann, solches zu vergessen.

Der Stern Karl's von Burgund war von dieser Stunde an im Niedergang. Seit den Trierer Verhandlungen mißglückten dem kühnen Herzog alle Pläne, Unglück folgte auf Unglück, bis er 1477 in der Schlacht bei Nancy sein blutiges Ende fand.

Etliche Jahre später ging Maximilian's Liebestraum doch in Erfüllung. Er führte Maria von Burgund zum Altare und lebte mit ihr in so glücklicher Ehe, wie sie Fürsten sonst wohl selten bescheert ist.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein amerikanisches Paritätenskabinet. — Es gibt wohl kein Land auf der Welt, welches so erstaunliche Fortschritte in fast allen Beziehungen aufzuweisen hat, wie die nordamerikanische Union. Zu dieser Ueberzeugung gelangt man in den Vereinigten Staaten auf Schritt und Tritt, man mag sich wenden, wohin es auch sei. Am meisten fallen derartige Erscheinungen selbstverständlich in den älteren Landstheilen in's Auge, in denen schon zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges Kultur und Civilisation vorhanden waren. Dort lassen sich am leichtesten Vergleiche zwischen dem Jetzt und Damals anstellen, die meist die überraschendsten Resultate liefern.

Ein ganz merkwürdiges Beispiel des seit etwa einem Jahrhundert sich vollzogen habenden Aufschwungs werde ich dem Leser vor Augen führen, indem ich ihn mit einer Kuriosität bekannt mache, die das amerikanische Postwesen von ehemals und wie es heutzutage ist, veranschaulicht. Zu einem Vergleiche zwischen diesen beiden Perioden wird man unwillkürlich angeregt, wenn man in den Räumen des Postdepartements zu Washington die umfangreichen Sammlungen von allerhand Gegenständen, die mit dem Geschäftsbetriebe dieser Behörde in irgend welchem Zusammenhange stehen, aufmerksam mustert. Als Benjamin Franklin im Jahre 1775, also noch zur Zeit der englischen Herrschaft, zum Generalpostmeister für die Kolonien ernannt wurde, ging er hinab in sein Bureau zu Philadelphia, hing seinen Rock an einen Nagel hinter der einzigen Thür des einen Zimmers, aus welchem das gesammte Generalpostamt bestand, und begann zu arbeiten. Er

*) Historisch.

schaffte sich ein kleines Buch an, welches nicht mehr wie 53 Seiten enthielt, in welchem er jedem Postmeister der damals bestehenden etwa 45 Postanstalten — mehr waren in den Kolonien nicht vorhanden — sein Konto anwies. Eigenhändig führte er dies amtliche Journal, wie man noch jetzt aus der Handschrift ersehen kann.

Während der jetzige Generalpostmeister einen großen Theil seiner Zeit dazu verwenden muß, um die unzähligen Assistenten, Schreiber und sonstigen Beamten seines Ressorts anzustellen, ward Franklin völlig von derartigen Scherereien verschont, da er absolut keiner Hilfe für sein Geschäft bedurfte. Wenn nicht viel zu thun war, wie es wohl meist der Fall, fühlte sich der Inhaber des Generalpostmeisterpostens sicherlich mitunter recht gelangweilt, zumal die lieb-nachbarn zu jener Zeit es noch nicht gelernt hatten,

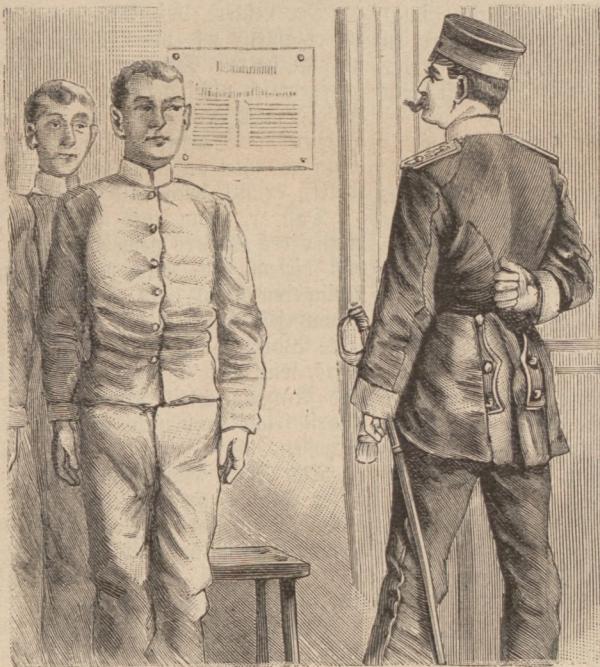
bei dem mächtigen Manne vorzusprechen, um für diesen oder jenen Vetter irgend ein Aemtlein zu erbetteln. Franklin als praktischer Amerikaner wußte jedoch theilweise Abhilfe gegen die Vereinnamung zu schaffen, indem er in solchen Fällen hinunter in seinen Amtsraum ging und dort in Hemdsärmeln bei der Verpackung der Poststücke thätig war, die mit den Postkutschen befördert werden sollten. Viel Zeit brauchte er übrigens dabei nicht zu opfern, denn nicht alle Tage wurden Posten vom Orte abgelassen.

Das alte, in Büffelleber gebundene Buch, in welches der damalige Generalpostmeister die sämtlichen Amtsgeheimnisse eintrug, befindet sich jetzt unter Glas und Rahmen in einem besonderen Kasten des Postdepartements. Auf seinen 53 Seiten sind alle amtlichen Buchungen eingetragen, die in einem Zeitraum von drei Jahren von 1776 bis 1779 erforder-

lich waren. Die auf die Beförderung von Poststücken bezüglichen Rubriken des Journals nehmen sich recht unansehnlich aus, denn heutzutage wird hierfür an einem einzigen Vormittage bedeutend mehr Papier verbraucht, wie damals drei lange Jahre erforderten.

Es gab ja auch schon zu jener Zeit einige recht blühende Plätze, betrachtet man aber die Einnahmen, welche die dortigen Postkassen aus dem Porto aufwiesen, so müssen sie als lächerlich gering erscheinen. So hatte z. B. der Postmeister von Georgetown während der obigen drei Jahre nicht mehr wie 14 Pfund Sterling und einige Schillinge an die Regierung abzuliefern. Die von den sämtlichen anderen Postanstalten eingekanteten Einnahmen waren im Verhältniß ebenso dürftig. Es ringt sich dem Beschauer unwillkürlich ein Lächeln ab, wenn er die winzigen Summen mit den enormen Beträgen ver-

Humoristisches.



Wörtlich genommen.

Hauptmann: Es ist mir gemeldet worden, daß viele von euch immer an Sonntagabenden betrunken in die Kaserne kommen! Schämt ihr euch denn gar nicht? Als anständiger Mensch muß ich mir immer sagen: Ich darf mich nicht betrinken, um mich nachher wie ein Schwein im Kothe zu wälzen. — Mayer, haben Sie sich's gemerkt? Was darf ich also nicht? Mayer (stotternd): Der Herr Hauptmann darf sich nicht wie ein Schwein im Kothe wälzen, wenn er betrunken ist.



Merkwürdige Aenderung.

Frau (zum schwerkranken Gatten): Lieber Mann, es wäre doch gut, wenn Du in Betreff Deines Vermögens eine letztwillige Verfügung treffen würdest. Mann: Merkwürdig! Seit wir verheirathet sind, hast immer Du den letzten Willen gehabt, wie komme denn ich auf einmal dazu?

gleich, die der Verkauf der Briefmarken allein der Regierung heute einbringt.

An demselben Platze sieht man auch ein Verzeichniß aller nicht abgeholt oder unbestellbaren Briefe, die der Zeitraum von 1777 bis 1788 ergeben hat. In dem betreffenden Journal sind ganze 365 Briefe eingetragen, die in den elf Jahren keine Abnehmer gefunden hatten. Die Zahl der Briefe, die heute an das Bureau für unbestellbare Briefe, das sogenannte „Dead Letter Office“ eingekantet werden, beträgt täglich durchschnittlich 18,000, ein Unterschied, wie er kraßer wohl nicht gedacht werden kann. [D. v. Briefen.]

Ein Mangel. — Der berühmte französische Landschaftsmaler Lantara konnte keine Figuren malen und mußte solche, wenn sie seine Landschaften schmücken sollten, von befreundeten Malern anfertigen lassen. Einst hatte er für einen reichen Besteller ein prächtiges Landschaftsbild mit einer im Vordergrund befindlichen Kirche gemalt, aber ohne irgend eine menschliche Figur. Der Besteller bewunderte die Schöpfung, das Kolorit, fand die Landschaft aber bei dem Mangel an Figuren zu einsam und sagte: „Aber, Herr Lantara, ich sehe ja keine Leute auf Ihrem Bilde!“ „Ja, wissen Sie,“ entgegnete der Künstler, „die Leute sind eben noch in der Kirche.“

„Nun, wenn das ist,“ versetzte der Auftraggeber, „so behalten Sie das Bild gefälligst noch so lange, bis die Leute aus der Kirche herauskommen.“ [C.R.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 7:

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Räthsel.

Oft erzeugt von Sorge, Gram und Kummer, Von der Freude auch, doch mehr vom Schmerz, Wehrt sie ihren Eltern wohl den Schlummer, Doch erleichtert auch gar manch' ein Herz, Dem von Schicksal Schweres widerfahren, Daß der Welt sie sucht zu offenbaren; Selten nur erscheint sie ganz all in, Meist mit vielen Schwestern im Verein.

Manchmal nur verkohlen sie sich waget Still und leise in die Welt hinaus, Abwärts schleichend, wo der Hügel roget Nicht an ihrer Eltern Doppelhaus; Kurz ihr Dasein bald durch zarte Hände Nimmt auf Kriegen sie ein Ende; Deren Pracht sie fröhlich schnell zerflört, Wenn dieselbe nicht sich echt bewährt.

[Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösungen von Nr. 7:

des Homonymus: Aufauf; des Versetzungs-Räthsels; Uebung macht den Meister.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostpreussischen Zeitung. Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.

Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlens Nachfolger) in Stuttgart.